Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 25

Artikel: Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich [Fortsetzung]

Autor: Behrens, E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637916

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

So weit der Bericht des Leiters dieses in allen Beziehungen mit Geschick und Verständnis ausgeführten Auswanderungsunternehmens. Heute würde man freilich vergeblich nach der Steiger-Kolonie forschen. Die Auswanderer haben sich mit den übrigen Landeseinwohnern vermischt und sind Vollblutamerikaner geworden.

Von allen Auswanderungsunternehmungen alter Zeit, die die Schweiz aufzuweisen hat, ist die oben erwähnte wohl die einzige, an der man sich heute noch freuen darf. Beinahe alle übrigen Emigrationen kamen zum kläglichen Scheitern. Den traurigsten Ausgang nahm die Auswanderung nach Brasilien im Jahr 1818. Die Zahl der Reiselustigen, meistens Freiburger und Berner, betrug über 2000. Unter ihnen befanden sich auch einige Hundert jener Heimatlosen, die nun in der neuen Welt das Vaterland suchen sollten, das ihnen die alte nicht geben wollte. Beinahe alle Berufsarten und Gesellschaftsklassen waren vertreten. Die Wasserfahrt begann schon in Estavayer. Ganze 15 Tage dauerte die Reise bis nach Dortrecht. Am 11. September gingen 7 Schiffe unter Segel. In 7 Wochen erreichte das erste, in 5 Monaten das letzte Rio Janeiro. Unterwegs hatten nicht weniger als 313 Personen in der Tiefe des Meeres ihr Grab gefunden. Es war eine furchtbare Leidensfahrt. Das Ziel der Auswanderung war Moro-Cueimado, nun Neu-Freiburg genannt, nur 50 Stunden von Rio entfernt. „Liebe Brüder," schrieb den 20. April 1821 einer der Kolonisten nach Freiburg, „fast alle wären noch lieber in der alten Schweiz. Die Gesundheit ist geschwächt. Wir geben aber die Hoffnung nicht auf, mit der Zeit glücklich zu werden durch Mut und durch die Arbeit."

Wie oft mögen die Armen ihrer alten schönen Heimat gedacht haben!

Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich.

Von Ed. Behrens. 4.

VI.

Ehre den französischen Soldaten! Der Staat hatte Frankreichs Niederlage unvermeidlich gemacht. Jede Kriegsbereitschaft als: schwere Artillerie, genügende Munitionsmengen, dauerhaftes Schuhwerk, Notwendigstes für die Verpflegung, fehlte, das Kommando der Einheiten war im Frieden gemäß politischen Erwägungen gebildet worden und mußte sich plötzlich einer grundsätzlichen, alles verwirrenden Aenderung unterziehen. Daß Frankreich nicht schon im ersten deutschen Ansturm zerschmettert wurde, verdankt es jedem einzelnen seiner Söhne, seiner Soldaten. Die natürlichen, längst totgeglaubten Kräfte erwachten in der höchsten Gefahr und ersetzten die schweren Versäumnisse in der planmäßigen Vorbereitung mit einer großartigen Offenbarung der alten Volksart; der Sieg blieb ihnen versagt; aber das Vaterland war gerettet.

Vor der großen Wirklichkeit verharrte der geschwächte Staat in Ohnmacht. Das alte, lange verdrängte, gesund gebliebene Frankreich erwachte im Heer. Regierung wurde die im Zwang der Not verwandelte, nunmehr von allen politischen Einflüssen befreite Heeresleitung, wurde der Generalstab. Die neuen Lenker bestimmte weder die Furcht vor dem Parlament, noch die Rücksicht auf die Großbanken, sondern nur das Wohl der Gemeinschaft, gegenwärtig: die Verteidigung des Vaterlandes.

Die französischen Soldatenbriefe sind weniger bemerkenswert als die deutschen, denn sie geben die größere Einheitlichkeit, Eintönigkeit der französischen Volksart wieder: Ein liebevolles, oft entzückendes Verhältnis zur Familie, des Vaters zu seinen Kindern, des Sohnes zur Mutter, eine Fülle reiner menschlicher Gefühle. Scharf wird die äußere Erscheinung des Krieges erfaßt, augenfällig, vernunftmäßig und ohne Begabung für unmittelbar symbolische Erkenntnis und Vertiefung, wie sie so oft aus deutschen Soldatenbriefen spricht.

Zwei wertvolle und schöne Briefe, die mir zu Gesicht kamen, seien auszugsweise übersetzt. Den ersten fand ich im zweiten Märzheft der „Revue bleue". Er lautet im Wesentlichen: „Wie entsetzlich ist der Krieg! Welche Verantwortung trifft diejenigen, die ihn verursachten! Am 21. machten wir Sturmangriff auf die deutschen Gräben. Der militärische Tagesbericht widmet uns die eine Zeile: In der Champagne, bei Souain, heftiger Bajonettkampf. Wir haben keine fühlbaren Fortschritte gemacht. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welches Grauen diese nüchterne Sprache verdeckt! Stellt Euch vor: Das Feld mit Toten und Verwundeten belegt, auf denen man herumtrampelt. Schützengräben, in denen sich die Kämpfenden, die zum Sturm angehen, und die Unglücklichen, die verstümmelt davon zurückkehren, durcheinander drängen; Schreie, Schreie des Entsetzens, der Wut, der Verzweiflung, der fürchterliche Lärm der Kanonen, das Pfeifen der Granaten und Kugeln, die Explosionen, die ringsum riesige Löcher reißen . . ., das muß man gehört und gesehen haben, um sich eine Idee von einer Schlacht zu machen! Höllische Vision! Und doch ist die Gemütsbewegung, die man empfindet, von der alleinigen Sorge beherrscht, seine furchtbare Pflicht bis zum Letzten zu tun.

Man hat stundenlang eine unglaubliche Kanonade über sich ergehen lassen können, ohne sich zu rühren, ohne imstande zu sein, sich zu verteidigen; man hat zu verschiedenen Malen glauben können, lebendig begraben zu werden durch Stein- und Eisenhaufen; man hat sehen können, wie vor einem pulvergeschwärzten Loch plötzlich Kameraden in eine blutige, schmutzige Masse verwandelt wurden; sobald aber der Ruf: „Vorwärts!" ertönt, überläuft ein Schauer den Körper und jeder, rasch sein Seitengewehr aufpflanzend, stürzt sich aus seinem Graben in den Kugel- und Granatenregen, den Maschinengewehre und Kanonen speien!

Ich bin gesund und wohl zurückgekehrt; durch welches Wunder? Ich weiß es nicht, und ich danke der Vorsehung, deren unsichtbare Hand mich beschützt hat.

Unser Regiment hat sehr gelitten und mit Kummer mußten wir sehen, daß unsere Opfer uns nicht den Sieg errungen hatten. Wir sind dennoch nicht entmutigt und die Moral der Soldaten hat nicht zu sehr unter unserem Mißerfolg gelitten. Leider haben uns die ersten Kämpfe schon vieler wertvoller Führer beraubt; die letzte Schlacht hat uns noch mehrere von den Besten unter den Verschontgebliebenen gekostet und die Zuversicht der Truppen könnte darunter leiden."

Den zweiten Brief veröffentlichte der „Correspondant" in seiner zweiten Februar-Nummer. Der Verfasser, der Kavallerieoffizier Marcel Dupont, schildert darin den Eindruck des deutschen Weihnachtsfestes im Schützengraben auf die Franzosen. Die Schützengrabenwacht der Franzosen hat den Alarm gegeben. „Ich springe auf die Erdstufe. Wirklich, an drei verschiedenen Orten, weit weg von uns, scheinen Lichter. Während ich aufmerksam hinsehe, errate ich den Grund dieser ungewöhnlichen Beleuchtung. Es sind enorme Tannen, die man im Schutz der Nacht dorthin geschafft hat und die wunderbar erleuchtet sind. Mit dem Feldstecher kann ich sie genau unterscheiden, ich sehe sogar die Schatten, die darum tanzen. Ein Murmeln und ferne Freudenrufe dringen bis zu uns. Wie das alles gut vorbereitet ist! Sie haben sogar elektrisches Licht in den Zweigen der Weihnachtsbäume, um zu vermeiden, daß unsere Artillerie sie als bequemen Zielpunkt benütze. Wirklich verlöschen auch von Zeit zu Zeit alle Lichter derselben Tanne unvermutet und entzünden sich erst wieder nach einigen Minuten.

Aber wir erzittern, als plötzlich über der gewaltigen Ebene ein ernster und melodischer Gesang ertönt. Unsre Erinnerung an ähnliche Chöre, die wir in Bixschoote in tragischen Momenten gehört haben, sind noch ganz neu. Das sind dieselben reinen und harmonischen Stimmen, die jetzt

einen Choral singen und im Norden, vor dem Hurra des Sturmangriffs, in Vaterlandslieder ausbrachen. Aber hier fürchten wir nichts dergleichen. Man hat den Eindruck, daß das Gebet nicht nur hier, unserem Graben gegenüber, psalmodiert wird, sondern daß es sich unendlich weit über unsere besetzten Provinzen ausdehnt, über unsere Champagne, unser Lothringen, unsere Picardie und daß es von der Nordsee bis an den Rhein ertönt.

Der Schützengraben hat sich geräuschlos belebt. Die Mannschaften sind wortlos aus ihren Deckungen aufgetaucht und jetzt stehen sie alle auf der erhöhten Erdbank. Was für ein Schweigen bei uns, wie jeder verlegen ist, ja fast eifersüchtig auf den Vorgang da drüben! Und jetzt erklingen, wie auf Befehl, auf der Linie der deutschen Schützengräben neue Choräle, die einander zu antworten scheinen. Ganz nah bei uns, in den Gräben, fern, bei den Weihnachtsbäumen, rechts, links, ertönen Gesänge, durch die Entfernung gedämpft. Wie großartig, ergreifend sind diese Hymnen, deren tiefe Akkorde über die weite Totenebene schweben. Man hat das Gefühl, daß dies alles seit langem so angeordnet ist, damit sie ihr Weihnachten fromm in Ruhe und Friede feiern können.

. . . Diese Nacht scheint mir alle möglichen Ueberraschungen bringen zu wollen, doch diese letzte übertrifft alles, was ich erwarten konnte. Ich möchte den ganz ungewöhnlichen Eindruck mitteilen können, den ich empfinde, aber man mußte diese Nacht dabei gewesen sein, um ihn nachfühlen zu können. Ueber dieser weiten stillen Ebene, wo jetzt alles zu schlafen scheint, wo kein anderes Geräusch zu vernehmen ist, ertönen plötzlich von weither Laute, welche trotz der Entfernung bis zu uns hinzittern. Welch unvergleichlicher Augenblick! Dieser Gesang, der durch die Unendlichkeit der Nacht hinzieht, macht unser Herz klopfen und ergreift uns mehr als das beste, von den berühmtesten Künstlern gegebene Konzert.

Es ist wieder ein unbekannter Choral, der von links, von den entferntesten deutschen Schützengräben zu uns dringt. Der Sänger muß auf den Feldern am Ende der Linie stehen; er muß gegen uns zu marschieren, während er langsam den feindlichen Stellungen entlang geht; denn seine Stimme nähert sich unmerklich und wird stärker. Von Zeit zu Zeit hält sie an und dann antworten Hunderte von Stimmen im Chor einige Sätze, welche den Refrain der Hymne bilden. Dann nimmt der Solist seinen Gesang wieder auf und kommt näher. Woher kommt er? Jedenfalls aus weiter Ferne, denn unsere Jäger haben ihn schon während einiger Zeit gehört, bevor sie sich entschlossen haben, mich zu rufen. Wer ist wohl dieser Mann, der die Mission haben muß, die ganze Front betend abzuschreiten und den jede deutsche Kompagnie zu erwarten scheint, um mit ihm zu beten? Ein Pfarrer, jedenfalls, der den Kämpfenden die Heiligkeit dieser Nacht und den Ernst der Stunde ins Gedächtnis rufen will.

Jetzt dringt die Stimme aus den uns direkt gegenüberliegenden Gräben. Trotz der Helle der Nacht können wir den Sänger nicht unterscheiden; denn die beiden Linien sind hier wenigstens 400 Meter weit entfernt. Aber er versteckt sich sicher nicht; denn seine Stimme käme nicht so deutlich zu uns, wenn er in den Tiefen der Gräben sänge. Sie verstummt wieder. Und nun nehmen unsere unmittelbaren Gegner ruhig den Refrain des Chorals mit den geheimnisvollen und sanften Worten auf, die Soldaten, die den uns gegenüberliegenden Graben verteidigen, diese Männer, die wir morden müssen, wenn sie erscheinen, und die uns erschießen müssen, sobald wir uns zeigen. Sie auch sind über den Rand des Grabens emporgekrochen und stimmen dort, uns gegenüber, ihre Hymne an; denn ihr Gesang tönt klar und deutlich zu uns herüber.

Ich sehe nach unserer Seite. Alle Mannschaften sind wach und aufgestanden. Alle sind auf die Erdstufe gestiegen, einige haben den Graben verlassen und sind auf dem Feld, das Ohr dem unerwarteten Konzert hingeneigt. Keiner ärgert sich und keiner spottet. Es ist eher ein Gefühl des Bedauerns, das sich im Gesicht und der Haltung der mir zunächst stehenden ausdrückt. Und doch wäre es so einfach, dieser Szene ein Ende zu machen: eine Salve von der Abteilung hier, und alles wäre still, alles würde in die Ruhe der anderen Nächte versinken. Aber niemand denkt daran. Nicht ein einziger unserer Jäger würde das Feuern auf diese betenden Soldaten nicht als Entweihung empfinden. Wir fühlen, daß es Stunden gibt, in denen man vergessen kann, daß man hier ist, um zu töten. Das würde uns nicht verhindern, im nächsten Augenblick unsere Pflicht zu tun.

Die Stimme entfernt sich; sie nähert sich ruhig — majestätisch möchte man sagen — den Gräben, wo sich die beiden Linien auf 50 Meter Distanz gegenüberliegen. Wieviel ergreifender mag dieses Schauspiel dort unten sein! Ich möchte, mein Posten wäre dort; ich möchte dieser Szene beiwohnen, die Worte vernehmen, die Gestalt des Priesters unterscheiden können, der den Schießscharten entlanggeht, diejenigen segnet, die morgen vielleicht nicht mehr sein werden.

Päng! Ein Schuß ist gefallen.

Oh, die unvernünftige Kugel, die die Luft zerschnitten und vielleicht ihr Ziel erreicht hat! Sofort ist alles verstummt. Kein Schrei, kein Fluch, keine Klage. Jemand da unten glaubte ein gutes Werk zu tun, indem er auf diesen Mann zielte. Wie schade! Wir werden nichts dadurch gewinnen, daß wir sie verhindert haben, Weihnachten auf ihre Art zu feiern, und es wäre edler gewesen, unsere Schüsse zu sparen."

Einer ist tot . . .

Einer ist tot und wird nicht mehr sein!!
Viele Tausend schließt diese Erde ein —
Aber einer, dem sich das prangende Leben bot —
Ist tot! . . .

Einer, der auszog mit leuchtendem Blick
Und mit dem lächelnden Kindermund,
Und der sprach in der Abschiedsstund:
„Mutter — bleib' nur du mir gesund!
Mädel, wein' dir die Augen nicht rot —
Ich kehr' zurück —"
Ist nun tot . . .

Einer ist tot' dem das volle Leben im Nacken saß,
Dem nie ein Harm an der Seele fraß,
Der diese Welt in vollen, durstigen Zügen
Aus dem Becher, der hell von Freude loht,
Genoß — muß nun hingestreckt liegen —
Kalt — tot . . .

Und eine Stube wird sein in der weiten Welt,
Freundlich lächelnd im Sonnenglanz;
Ein vergilbender Myrtenkranz . . .
Und ein Leuchten der ewigen Sonne fällt
Auf den Stuhl, der ihn nicht mehr tragen wird —
Auf die Uhr, die ihm nicht mehr schlagen wird —
Auf die vielen Dinge, die großen, die kleinen . . .
Ihm wird sie nimmer wieder scheinen! — — —

Der Tod, der über sein Erntefeld ritt,
Nahm nicht Tausend, nicht Zehntausend mit.
Einen nur nahm er, zehntausendmal einen!!!
Zehntausendmal eine Mutter wird weinen — —
Zehntausendmal eine vor Schmerz vergehen! —
Und zehntausenmal eine Stube verlassen stehen.
Einer ist tot und wird nicht mehr sein! — —
Viele Tausend schließt diese Erde ein —
Aber einer, dem sich das prangende Leben bot —
Ist tot . . .

Willi Lichtenberg („Gartenlaube").